

Zwei Pole der Selbstverwirklichung: Gewissen und Norm

Philipp Schmitz SJ, Frankfurt am Main

Das Sittliche ist jedermanns Sache. Es ist so schwer greifbar wie das Leben selbst. Wandelbar und veränderlich entzieht es sich immer wieder dem Versuch, es festzulegen und zu definieren. In dieser Unbestimmtheit gründet die Not der Ethik. Immer wenn die Szene wechselt, wenn andere Menschen auf den Plan treten, wenn ihre Sprache sich wandelt, muß sie sich fragen lassen, wie sie wohl jetzt das reflektieren und darstellen wolle, was man Sittlichkeit nennt.

Dem gängigen Sprachgebrauch nach schien es lange zu genügen, sich auf das eigene Gewissen zu berufen, um eine Tat sittlich zu rechtfertigen. Was aus bestem Wissen und Gewissen geschah, erhielt fraglos den Freibrief sittlicher Erlaubtheit. Es war hineingenommen in die Verantwortung der Person und hatte Anteil an ihrer Konsistenz und Bedeutung. Die neuere ethische Diskussion schien diesen Sprachgebrauch gesichert zu haben. Die neuzeitliche Emphase des mündigen Subjekts, das Ringen um die Gewissensfreiheit, die Kontroverse um Gesetzes-, Situations- und Existential-ethik ließen die Diagnose als zutreffend erscheinen, man könne nunmehr eine Verlagerung in der sittlichen Reflexion beobachten, „vom Gesetz zum Gewissen“¹. Die Sorge um den kantischen Vorwurf einer heteronomen Ethik war in diesem Begriff offenbar endlich zur Ruhe gekommen und die sittliche Wirklichkeitswerdung ein für allemal als Selbstverwirklichung verstanden.

Doch dann regen sich wieder Zweifel. Unversehens werden Grenzen des Sprachgebrauchs sichtbar. Man fragt sich, ob mit der Berufung auf das Gewissen auf dem „Selbst“ nicht ein Übergewicht lastet. Bundestagsabgeordnete, die zur Begründung ihres Partei- oder Fraktionswechsels die Forderung ihres Gewissens zitieren, sehen sich einer weitreichenden Kritik gegenüber. Junge Männer, die das Recht der Wehrdienstverweigerung für sich in Anspruch nehmen und sich zu diesem Zweck auf ihr Gewissen berufen, finden sich einer skeptisch forschenden und nicht selten peinlichen Befragung ausgesetzt. Forscher, die mit Hinweis auf ihr Gewissen etwa ihre Mitarbeit an einem Projekt der Humangenetik aufkündigen, ziehen sich den Tadel der Illusion und Selbsttäuschung zu. Vielleicht schwingt der Pendel neuzeitlichen Subjektivismus zurück und man entdeckt wieder die

¹ J. Ziegler, *Vom Gesetz zum Gewissen*, Freiburg–Basel–Wien 1968.

andere Seite der Wahrheit, daß der Mensch trotz allem ein verschwindendes Stäubchen im Weltall geblieben ist, daß er nur er selbst werden kann im Raum der Gemeinschaft, daß er für immer in seiner Motivation von der Ganzheit der Wirklichkeit abhängig ist. In Skepsis und Fragen scheint sich der Zweifel zu regen, ob das Gewissen neben dem Subjekt immer und überall auch der zur Frage stehenden Wirklichkeit ihr Recht zugestanden hat, ob neben der unleugbaren und nicht in Zweifel zu ziehenden Kategorie der Selbstverwirklichung die Kategorie der Wirklichkeitssetzung hinreichend berücksichtigt wurde. Man verspürt auf einmal die Notwendigkeit, neben dem Pol des Gewissens einen anderen, den der Norm, stärker hervorzuheben².

Daß die Beschreibung der Selbstverwirklichung in der Tat des Begriffes der Norm bedarf, soll hier kurz ausgeführt werden. Zu diesem Zweck werden wir in einem globalen, mehr hinweisenden Sinn zunächst nach der Bedeutung von Selbstverwirklichung fragen (I). Die Antwort wird uns den Weg bereiten für die beiden Thesen: Erstens: Die Beschreibung der Selbstverwirklichung bedarf der Norm, damit die für die Sittlichkeit kennzeichnende Ganzheit garantiert ist (II) und zweitens: die Beschreibung der Selbstverwirklichung bedarf der Norm als der Vermittlung einer „widerständigen“ Realität.

I. Sittlichkeit als Selbstverwirklichung

Zuerst werden wir uns kurz darauf besinnen müssen, was mit dem sicher nicht sehr schönen Wort „Selbstverwirklichung“ eigentlich ausgesagt werden soll. Statt aber den vielen Analysen – häufig wird „Freiheit“ synonym gebraucht – eine weitere an die Seite zu stellen³, werden wir uns mit einem Hinweis auf die angesprochene Realität begnügen, die sich ohnehin ebensowenig wie Farben, Erfahrungen, Daten des Bewußtseins – definieren läßt. Mit Hilfe eines Dialogs, der sich zwischen zwei Spieltieren, einem Holzpferd und einem Stoffhasen abspielt, und der sich in einem Buch für Kinder findet⁴, soll lediglich die Erinnerung an eine Erfahrung aufgefrischt werden, die wir alle gemacht haben.

² Wir beschränken uns in diesem Zusammenhang auf die ethische Argumentation. Dabei soll nicht bestritten werden, daß die ethische Begriffsbildung insbesondere von den Erkenntnissen der Psychologie abhängig ist. Erst kürzlich hat A. Görres am Beispiel der Schuld sehr eindrucksvoll auf diese Verbindung hingewiesen: A. Görres, *Schuld und Schuldbewältigung in der Psychoanalyse*, in: W. Zauner und H. Erhardter, *Freiheit – Schuld – Vergebung*, Wien 1972, 69–78.

³ Vgl. B. Schüller, *Gesetz und Freiheit*, Düsseldorf 1966; H. Reiners, *Die Grundintention?* Freiburg–Basel–Wien 1966.

⁴ M. Williams, *The Velveteen Rabbit*, New York o. J.

„Das Holzpferd“, so heißt es, „lebte länger in dem Kinderzimmer als irgend jemand sonst. Es war so alt, daß sein brauner Stoffüberzug ganz abgeschabt war und eine ganze Reihe Löcher zeigte. Die meisten seiner Schwanzhaare hatte man herausgezogen, um Perlschnüre auf sie aufzuziehen. Es war in Ehren alt und weise geworden . . .“

„Was ist wirklich?“, fragte eines Tages der Stoffhase, als sie Seite an Seite in der Nähe des Laufstälchens lagen, noch bevor das Mädchen hereingekommen war, um aufzuräumen. „Bedeutet es, Dinge in sich zu haben, die summen und mit einem Griff ausgestattet zu sein?“ „Wirklich“, antwortete das Holzpferd, „ist nicht wie man gemacht ist. Es ist etwas, was an einem geschieht. Wenn ein Kind dich liebt für eine lange, lange Zeit, nicht nur um mit dir zu spielen, sondern dich wirklich liebt, dann wirst du wirklich.“

„Tut es weh?“, fragte der Hase.

„Manchmal“, antwortete das Holzpferd, denn es sagte immer die Wahrheit. „Wenn du wirklich bist, dann hast du nichts dagegen, daß es weh tut.“

„Geschieht es auf einmal, so wie wenn man aufgezogen wird“, fragte der Stoffhase wieder, „oder nach und nach?“

„Es geschieht nicht auf einmal“, sagte das Holzpferd. „Du wirst. Es dauert lange. Das ist der Grund, warum es nicht oft an denen geschieht, die leicht brechen oder die scharfe Kanten haben oder die schön gehalten werden müssen. Im allgemeinen sind zur Zeit, da du wirklich sein wirst, die meisten Haare verschwunden, deine Augen ausgefallen; du bist wacklig in den Gelenken und sehr häßlich. Aber diese Dinge sind überhaupt nicht wichtig; denn wenn du wirklich bist, kannst du nicht häßlich sein, ausgenommen in den Augen von Leuten, die überhaupt keine Ahnung haben.“

„Ich glaube, du bist wirklich“, meinte der Stoffhase. Und dann wünschte er, er hätte das nicht gesagt – das Holzpferd könnte empfindlich sein. Aber das Holzpferd lächelte nur.

Der Text des Dialogs erläutert anschaulich, was man unter Selbstverwirklichung zu verstehen hat. Ausgehend von der Tatsache, daß der Mensch mehr ist, als was er hier und jetzt zu sein scheint – eine Aussage über ihn, die neben der Gegenwart auch die Dimension der Zukunft, neben dem „Schon“ ein „Noch-nicht“, neben einem Sein ein Sollen enthält – beschreibt er das Wachstum als einen Prozeß, der nicht dem Gesetz einer inneren Notwendigkeit („... [es] ist nicht wie man gemacht ist.“), sondern der Form geschichtlicher, personaler Vorgänge folgt („Es ist, was an einem geschieht“). Sein Werden unterliegt nicht irgendwelchen Gesetzen

der Fabrikation, sondern schreitet voran auf dem Weg der Selbst-Verwirklichung⁵.

Von dem Prozeß muß gesagt werden, daß er lange währt („Es dauert lange“) und von anderen Menschen abhängig ist („Wenn ein Kind dich liebt, für eine lange, lange Zeit, nicht um mit dir zu spielen, sondern dich wirklich liebt, dann wirst du wirklich“). Er bedarf einer die Gesamtheit nicht aus dem Auge verlierenden Norm („diese Dinge sind überhaupt nicht wichtig . . . ausgenommen in den Augen von Leuten, die überhaupt keine Ahnung haben“).

Die Gesamtheit aber steht nicht zur Wahl, unterliegt nicht einem beliebigen Tun. Sie tritt von sich aus drängend und fordernd an den heran, der sich selbst zu verwirklichen trachtet, und fügt ihm scheinbar einen großen Verlust zu („die meisten Haare verschwinden, die Augen fallen aus, du bist wacklig in den Gelenken und sehr häßlich“). Die Selbstverwirklichung steht unter der inneren Spannung von Verlust und Gewinn, von Tod und Leben.

Diese beiden Aspekte der Selbstverwirklichung, ihre Ausrichtung auf das Ganze und die Abhängigkeit von einer widerständigen Realität verlangen zu ihrer Beschreibung der Norm.

II. Norm als Medium der Ganzheit

Nicht nur die Praxis, sondern auch die Theorie der Selbstverwirklichung läuft immer wieder Gefahr, partikulären Tendenzen zu erliegen und die für die Erfassung des Sittlichen charakteristische Dimension der Ganzheit aus dem Auge zu verlieren. Das zu verhindern ist eine Aufgabe und Funktion der Norm; vorausgesetzt, sie ist imstande, die Ganzheit aufzudecken und das Handeln in den Dienst der Humanisierung zu stellen.

Drei Gestalten der Ganzheit mögen beweisen, daß die Norm tatsächlich diese Funktion ausübt: die Totalität der Wirkungen menschlichen Handelns, die umfassende Sinndeutung einer bestimmten Gemeinschaft, die ganzheitliche Selbstwerdung der handelnden Person.

Jede sittliche Persönlichkeit ist *erstens* von den Wirkungen her zu verstehen, die sie in der Umwelt hervorruft. Von Fakten und Folgen erklärt es sich, ob ihre Äußerungen, d. h. ihr Handeln sinnvoll, wirklichkeitsnah, relevant ist. Eine Frau z. B., die in der Rolle der Hausfrau sich zu ver-

⁵ In diesem Sinn muß man P. M. Pflüger, *Die sogenannte Moral*, in: *Informationen* 4 (1972), 1–5, durchaus Recht geben, wenn er annimmt, daß nur von den Begriffen „Selbsterkenntnis, Selbsterfahrung, Selbstverwirklichung“ „Selbstdeutung und Weltdeutung ermöglicht werden“. (1) Er täuscht sich allerdings, wenn er ohne die Kategorie auskommt, die er ein wenig abfällig als Kollektivnormen abtut. (3)

wirklichen bemüht, wird vor einem Einkauf zuerst all das in Erwägung ziehen, was jeder in der Familie gern mag, wie sich die Geschmäcker aufeinander abstimmen lassen, welche finanziellen Mittel sie einzusetzen vermag, welcher Zeitraum ihr für diese Arbeit zur Verfügung steht. Nach den Wirkungen und Folgen, mit einem Wort: nach der Wirklichkeit bemißt sich ihre Selbstverwirklichung. Das Konzept des Friedens ist – um ein anderes Beispiel anzuführen – nur dann nicht blaß, irrelevant, unwirklich, wenn sich zuvor Selbstverwirklichung mit der Wirklichkeit der Gewalt vergleichen läßt. Nun wäre es allerdings naiv zu glauben, die Festlegung der Relevanz und die Einschätzung der Wirklichkeit geschähe ganz und gar voraussetzungslos. Ganz offensichtlich ist der sittlich Handelnde dabei von einer Perspektive abhängig. Die einkaufende Hausfrau betrachtet ihr Tun auf dem Horizont der ihr vertrauten und von ihr akzeptierten Rolle. Der sich für das Werk des Friedens einzusetzen gedenkt, operiert insgeheim mit einer Utopie, selbst wenn er sie ebensowenig wie Gandhi oder Martin Luther King genau darstellen und benennen kann. „Rolle“, „Utopie“, „Perspektive“ sind Bezeichnungen für die erste Gestalt der Ganzheit. Sie erfassen ein Raster, das einerseits konkret, auf Fakten bezogen, immer neuer Anpassung fähig, für Veränderung offen ist, andererseits aber – und darin besteht seine eigentliche Funktion – den Menschen in seiner Ganzheit und Entwicklung darstellt⁶. Sie sind Namen für die Norm, die der Erfahrung als Wegweiser und der praktischen Erkenntnis, worin Prozesse des Lernens, des Erprobens, des Experimentierens eingeschlossen sind, als Richtungsanzeiger dienen. Im Gang der Versachlichung, ohne die Selbstverwirklichung undenkbar ist, bilden sie das Apperzeptionschema der Ganzheit.

Hinter Rolle, Utopie, Perspektive läßt sich bei näherem Zusehen eine *zweite*, wenn auch inhaltlich identische Gestalt der Ganzheit erkennen. Das, was die Frau beim Einkaufen tut oder unterläßt, geschieht nicht in erster Linie im Rahmen eines subjektiven Interesses an den Dingen, sondern sie antwortet bestimmten Personen. Durch die Rolle dringt das Wort der Familie, Forderungen stellend, mahnend, warnend, befehlend. Hinter der Utopie der Gewaltlosigkeit steht eine Gemeinschaft mit ihrem Konzept der Gerechtigkeit und eines eingeübten Konfliktausgleichs. Mit den realen Wirkungen des Handelns haben sich Erkenntnisse, Wertungen,

⁶ Es ist offensichtlich, daß hier der Begriff der Ideologie nicht angewandt werden sollte, jedenfalls wenn er dem seiner Abhängigkeit nicht bewußten, geschichtlich aber bereits durchschaubaren Wissen, dem vor der fortgeschrittensten Erkenntnis bereits zum Schein herabgesunkenen Meinen, im Gegensatz zu Wahrheit vorbehalten bleiben soll (M. Horkheimer, *Handeln und Ideologie*, in: *Frankfurter Beiträge zur Soziologie*, Bd. 10, 38–47, 47).

Urteile einer Gruppe verbunden. Vorgängig zur Einschätzung und zur Tat des einzelnen tragen sie bereits einen Konsens über das, was als sinnvoll, aufbauend, nützlich anzusehen ist. Zum großen Teil sind die Wertungen bereits in Institutionen, Symbole, Ausdrucksformen und Gesten übergegangen und werden über Information und Kommunikation an jeden einzelnen weitervermittelt. Unter den Trägern der Wertungen nimmt die Norm den entscheidenden Platz ein. Sie greift den sittlichen Konsens auf, und zwar sowohl in seiner Aktualität und Wandelbarkeit, als auch insofern er Ausdruck einer umfassenden, diese Gemeinschaft als ganze repräsentierende Sinndeutung ist. Die Selbstverwirklichung aus Erfahrung, die sich wegen dieser zweiten Gestalt der Ganzheit selbst als soziale Hinordnung, als mitmenschliches Tun, als Liebe verstehen muß, findet in der Norm die Instanz, die sie auf die Existenz und das Leben einer Gemeinschaft ausrichtet.

Es bleibt noch eine *dritte* – wiederum inhaltlich identische, darum auch nicht gegenüber der ersten und zweiten auszuspielende – Gestalt der Ganzheit aufzuweisen. Die Norm ist Perspektive für die Wirkungen und Kommunikationsmodell nicht allein in einem positiv, darstellenden Sinn, sondern sie bedarf dazu – was bisher nur ungenügend hervorgetreten ist – der Hilfe eines negativen Gegenbildes. Obwohl die Rolle der Hausfrau zunächst positiv bestimmt wurde, ließ sich nicht verkennen, daß sie eigentlich die ganze Zeit mit einem negativen Gegenbild operierte. Die Eigenschaften ihrer Rolle kristallisieren sich aus dem Widerspruch zu einer Gegenrolle, die sie zusammen mit der Gemeinschaft verurteilt und von dem das genaue Gegenteil aufzubauen sie sich bemüht. Die Utopie der Gewaltlosigkeit – das Wort deutet darauf hin – lebt ganz und gar von dem Widerspruch zur Gewalt. Indem der Handelnde sich von einem Negativbild abwendet, hinter dem sich letztlich die abstrakte Kategorie des Bösen verbirgt, erkennt er wie in einem Spiegelbild sich selbst, objektiviert er sich, d. h. er wird sich selbst Gegenstand des Erkennens, Wollens und Liebens, wird er selbst in die Freiheit versetzt, sich selbst (in der abstrakten Kategorie des Guten?) zu verwirklichen.

In den drei Gestalten der Ganzheit hat es sich gezeigt, warum die Beschreibung des Sittlichen des Begriffes der Norm bedarf. Sie tritt dafür ein, daß nicht eine partikuläre, beliebig angestrebte und nach Willkür vom Subjekt akzeptierte Wirklichkeit, sondern das Ganze von Welt und Geschichte dem handelnden Subjekt entgegentritt. Die Norm garantiert, daß sich jeder sittlich Handelnde hineingestellt weiß in die Existenz und Kom-

⁷ Es ist eine schwerwiegende Täuschung, wenn Pflüger die Alternative Gut-Böse für den Ausdruck eines „dualistischen Weltbildes“ hält, es ist lediglich die Extrapolation einer inneren Struktur sittlichen Denkens und Tuns. Vgl. Pflüger, *Die sogenannte Moral*, 2.

munikation einer Gemeinschaft und nicht der Versuchung verfällt, den Partner nach eigener Wahl und eigenem Vorzug zu selektieren. Die Norm sorgt dafür, daß stets die gesamte Entwicklung des Individuums berücksichtigt bleibt und nicht nur die Ausbildung des einen oder anderen Talents. Norm ist das Leitbild der Versachlichung, der jede Entwicklung bedarf, die sich nicht selbst im Kreise drehen soll. Norm dient der unerläßlichen Hinwendung auf den anderen, ohne die Selbstverwirklichung unmöglich ist. Norm ist die Struktur noch des notwendigen Verzichts, die es verhindert, daß sich das Subjekt in Selbstaufgabe vernichtet⁸.

Eines wird allerdings auch klar. Norm so verstanden ist relativ, der Anpassung unterworfen, wandelbar. In den Koordinaten von Welt, Gemeinschaft und Subjekt muß sie immer wieder von neuem festgelegt und bestimmt werden.

III. Norm als Vermittlung der „widerständigen“ Realität

Über Partikularismus und das Bewußtsein, die Dimension der Ganzheit verloren zu haben, läßt sich allerdings noch leicht hinwegtäuschen. Nicht entrinnen kann man dagegen der Wirklichkeit, welche die eigene Existenz und Entwicklung in Frage stellt. Selbstverwirklichung aber erfährt sich zu allen Zeiten von einer solchen „widerständigen“ Realität, die im Kontrast zu ihr steht und die Möglichkeit zum Konflikt in sich birgt, bedroht und bedrängt. In der Nachkriegszeit ist es für lange Zeit der Weltkrieg gewesen, der allen Werten die Grundlage entzogen hatte, und Auschwitz, das für eine bis dahin nicht gekannte Unmenschlichkeit stand, die den Menschen, seine Freiheit und seine Entwicklung als fragwürdig und problematisch erscheinen ließen. In manchen Ländern, etwa in Nordamerika, bildet eine rassische Minderheit die Kontrastfolie, auf der sich für sittlich gehaltene Einstellungen und Taten als Träume, Illusionen und Selbsttäuschung entlarven. Die Norm vertritt diese widerständige Realität. Noch als Versuch einer konstruktiven Antwort enthält sie den Widerspruch, noch als

⁸ Hier wird der von A. Gehlen besonders hervorgehobene und in den Zusammenhang des philosophischen Denkens gestellte Begriff der Institution relevant: „Die Institutionen sind die großen bewahrenden und verzehrenden, uns weit überdauernden Ordnungen und Verhängnisse, in die die Menschen sich sehenden Auges hineinbegeben, mit einer für den, der wagt, vielleicht höheren Art von Freiheit als der Selbstbestätigung bestände . . . Und die Institutionen wie Ehe, Eigentum, Kirche, Staat entfremden zwar den Menschen von ihrer eigenen unmittelbaren Subjektivität, ihnen eine durch die Ansprüche der Welt und der Geschichte hindurchgegangene höhere verleihend, aber sie schützen sie auch für sich selbst, für einen hohen und vergleichslosen seelischen Einsatz noch Platz lassend, ohne ihn zu fordern“ (*Über die Geburt der Freiheit aus der Entfremdung*, in: *Arch. f. Rechts- und Sozialphil.* 40 [1952], 552).

Auswegsmöglichkeit lebt sie von dem ausgesprochenen Kontrast, noch als Vermittlung ist sie Anwalt dieser Wirklichkeit gegenüber dem Selbst.

Das Selbst sieht sich einer Welt gegenüber, die es zu bewältigen gilt. Wenn nicht alles täuscht, werden wir uns heute nicht mehr sittlich verwirklichen können, wenn wir uns nicht in Widerspruch setzen zu dem Überfluß an Konsumgütern, der auf uns zukommt. Als Gegenbild unserer Friedensbemühungen bedroht uns Gewalt unter vielfältigen Vorzeichen. Als Gegenbild für ein menschenwürdiges Leben tritt uns die zerstörte Umwelt entgegen, die uns das bedrohliche Faktum vor Augen führt, daß die Symbolik der Natur zerbrochen ist und diese selbst real als Quelle der Selbstverwirklichung offenbar nicht mehr zur Verfügung steht. Vielleicht ist das, was die Selbstverwirklichung am deutlichsten in Frage stellt, das Bild der Armut in der Welt. Sie hat längst aufgehört, nur ein Stigma von nur zwei Dritteln der Weltbevölkerung zu sein. Mangel an Nahrungsmitteln, daraus resultierende Gesundheitsschäden, Verlust des menschenwürdigen Lebensraumes mögen sich zwar in unserer Hemisphäre graduell vermindert haben, aber die Armut ist zur generellen Kontrastfolie geworden, vor deren Hintergrund alle Fragen, insbesondere unsere eigene Freiheit und unser Streben nach Glück endgültig in Frage gestellt sind. Die Norm steht als *erstes* für diesen Kontrast. Mag sie sich auch als Weg der Gerechtigkeit, als konkrete Weise des Ausgleichs, als Antwort der Liebe verstehen, sie hört nicht auf, Widerspruch, Infragestellung, Bedrohung zu sein. Mag sie auch Weisen des Schenkens, der Hilfe, der Freigebigkeit darstellen, immer noch macht sie Armut anschaulich und präsentiert sie als Forderung.

Armut ist jedoch nicht anonym. Bezeichnen wir sie als entgegengesetzte Wirklichkeit, dann tritt hervor, daß es Arme sind, die das Problem meiner Sittlichkeit aufwerfen. Es sind Heerscharen von Besitzlosen, Hungernden, Verwundeten und Flüchtlingen, die mir ins Bewußtsein hämmern, daß es für mich keine Chance geben wird, solange sie unter dem Verlust ihrer Menschenwürde leiden. Es sind die, welche die Hand nach mir ausstrecken, die mir eindringlich klarmachen, daß ich mir den Ort meines sittlichen Wachstums letztlich nicht auswählen kann, sondern daß ich ihrem Ruf zu folgen habe. Mein Nächster ist nicht der, den ich zu meinem Nächsten mache, sondern der unter die Räuber gefallen ist und arm und zerschunden am Wegrand liegt. Das ist der Sinn des Gleichnisses vom barmherzigen Samaritan. Levit und Priester verfehlen den Weg, weil sie sich selbst vorbehalten zu bestimmen, wer ihrer eigenen Verwirklichung dienlich und nützlich ist. Die Norm steht *zweitens* für den Rufenden. Gewiß ist sie Antwort, Ausstrecken der Hände, helfende Geste, aber vor allem ist sie der Ruf und der Schrei des Armen.

Die „widerständige“ Realität hat eine *dritte* Gestalt. Immer ist sie auch als das Raster verstanden worden, von dem aus Gottes gnädiges und heilsames Wort an den Menschen verständlich wurde. Die konkrete Wirklichkeit wurde zum bildhaften Ausdruck für Heil oder Unheil. Sie wurde nach einer Definition Paul Tillichs zur materialtheologischen Norm⁹. Als Beispiel hat er auf die frühchristliche Sklaverei hingewiesen, die das Gegenbild abgab für die Erlösungslehre der Theologie. Die Bilder haben im Laufe der Geschichte einander abgelöst. Stand der Entwicklungsgedanke im Vordergrund eines geistigen Klärungsprozesses, neigte die Theologie dazu, ihre Reflexion unter die Kategorie des Reiches Gottes oder ganz allgemein der Eschatologie zu stellen. Verspürte sie unter den Zeitgenossen ein Ringen um die konkrete Form der Autorität, lag es nahe, den Gedanken der Nachfolge in den Traktaten ausführlicher zu Wort kommen zu lassen. Die Norm steht für die Bedrohung des Unheils, mag es sich zeigen als Unfreiheit, Bedeutungslosigkeit im Kosmos alles Lebendigen, als Chaos sozialer Bezüge. Indem sie das ist, weist sie hin auf die Tat und das Wort, aus dem allein Freiheit, Glück und Heil ihren Ursprung nehmen.

Heute mag es sinnvoll sein, die Selbstmitteilung der Tat und des Wortes unter dem Stichwort „Armut“ zu bedenken. Für alle erkennbar verstehen sowohl der Kapitalismus, der das moderne Denken so tief beeinflußt, als auch der marxistische Sozialismus, der sich weithin als moralische Alternative zu diesem empfindet, Armut als radikale Verlorenheit, Entfremdung, ja Verdammung. Sie wird darin in letzter Konsequenz zum Symbol der widerständigen Wirklichkeit, gegenüber der Selbstverwirklichung nur als Gnade begriffen werden kann. Die Norm, die scheinbar innerweltlich alles in Frage stellt, weist damit hin auf eine letzte Hoffnung¹⁰. Die Norm, die auf die Übel der Zeit und Geschichte deutet, fordert dennoch auf zu heilendem Dienst und glückbringender Gemeinschaft¹¹. Norm beschreibt die Realität des Todes, aber weiß zugleich, daß sie Leben verkündet¹².

⁹ P. Tillich, *Systematische Theologie* I, Stuttgart 1956, 58 ff.

¹⁰ D. Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*, München 1964.

¹¹ J. Hoekendijk, *Die Zukunft der Kirche und die werdende Welt*, Köln 1969.

¹² An dieser Stelle müßte man Stellung nehmen zu dem heiß diskutierten Problem christlichen Beitrags, das nur in der Motivation stehen kann. Inhaltlich neue, d. h. christliche Normen, Gebote kann es nach der gemachten Unterscheidung nicht geben. Für die Zuordnung, Entwicklung, Dynamik der Normvorstellung aber spielt die Motivation die entscheidende Rolle. Zwar mag man der Ansicht sein, daß Feindesliebe und Monogamie etwa nicht typisch christliche Normen seien, aber ihre tatsächliche Verbreitung, ihr sittlicher Anspruch, die Dringlichkeit ihrer Verwirklichung mag durchaus christlicher Motivation entsprechen.

„Sittlichkeit ist jedermanns Sache.“ Das stand am Anfang dieser Überlegungen. Doch nicht so – so dürfte es nun klargeworden sein, daß es dafür keinen Maßstab gäbe. Die Wirklichkeit selbst ist das Maß, in ihrer Ganzheit und Widerständigkeit. Sittlichkeit „ist so schwer greifbar wie das Leben selbst“, hieß es weiter. Doch dispensiert das nicht – so wissen wir nun – den Versuch zu unternehmen, die ganze und widerständige Wirklichkeit immer wieder in einer Norm zu begreifen. Und wenn dann weiterzulesen ist, die Sittlichkeit entziehe sich immer wieder dem Versuch, „es festzulegen und zu definieren“, dann muß am Ende nochmals in aller Deutlichkeit betont werden, daß das so sehr der Fall ist, daß sich Selbstverwirklichung nur unter zwei Polen fassen läßt: Gewissen und Norm¹³.

IM SPIEGEL DER ZEIT

Meditation — Besinnung und Bericht nach zwei Jahrzehnten

Vor rund zwanzig Jahren konnte ich in dieser Zeitschrift erstmals eine kleine Arbeit zum Thema Meditation veröffentlichen¹. Wenn sie zunächst auch bedeutungsgeschichtlichen Fragen nachging, so war ihr Ziel keineswegs von diesem Gesichtspunkt allein bestimmt. Der Sprachgebrauch des Wortes *meditari* ist zwar in seiner Bedeutungsgeschichte und seinem Bedeutungswandel für die Frage, wie sich Übersetzungs- und Übertragungsprobleme, wie sich Wanderungen von Volk zu Volk und die Grenzüberschreitungen von Religion zu Religion, von Philosophie zu Philosophie, von kosmologischen, soziologischen und politischen Ordnungssystemen zu anderen ähnlicher oder verschiedener Art auswirken, besonders interessant, doch stand bei meiner Fragestellung von Anfang an das frömmigkeitsgeschichtliche Element und noch mehr der für das geistliche Leben so wichtige spirituelle Gehalt des Wortes im Vordergrund. Die geistige und geistliche Wirk-

¹³ Die Doppelung sollte auch ein für allemal den Unsinn einer rein teleologischen Normierungstheorie für ungültig ausweisen dürfen. Ohne das Selbst wird die Wirklichkeit nie gesichtet. Das Ziel ist ohne das Subjekt nicht bestimmbar. Vgl. zu den in diesem Aufsatz vorausgesetzten Prozeß der Normenfindung: Ph. Schmitz, *Wirklichkeit fassen*. Zur „induktiven“ Normenfindung einer „Neuen Moral“, Frankf. Theol. Studien, Bd. 8, 1972, 109–116.

¹ E. v. Severus, *Das Wort „meditari“ im Sprachgebrauch der Heiligen Schrift*, in: GuL 26 (1953) 365–375.